

Ohne Fleiss kein Preis...

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 34

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646667>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



OHNE FLEISS KEIN PREIS...

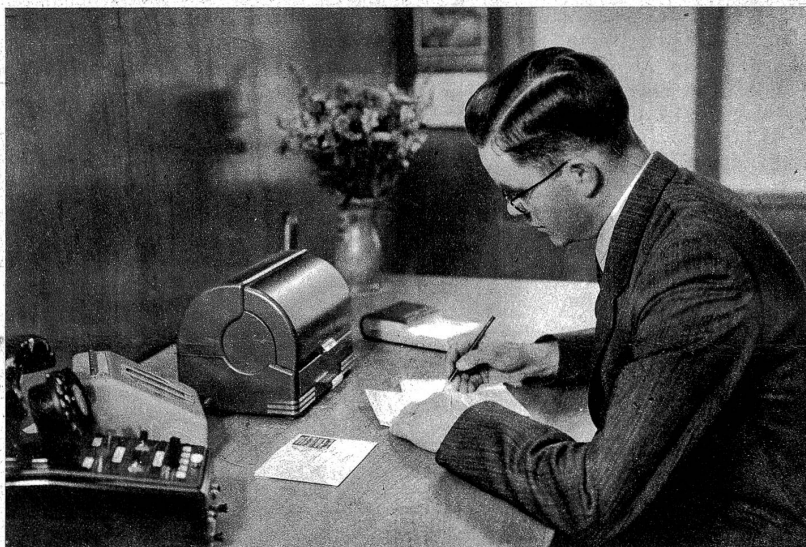
schöpft Herr Bachmann immer wieder die Ideen nicht nur für seine populäre Werbung, sondern auch für seine in kaufm. Fachschriften schon oft zitierte Engros-Hauszeitung «Chäs-Bachme-Nachrichte», welche regelmässig an alle Käsegeschäfte geht und den Kollegen wertvolle Ratschläge erteilt.

Der Leser besuche einmal im schönen Luzern an der Weggisgasse die Firma Walter Bachmann. Auf knappem Raume ist hier das Wesentliche der ganzen Geschäftsorganisation untergebracht: Büros, Spedition, Detailgeschäft, währenddem die Fabrikation selbst nicht in Luzern ist. Der Sitz der Firma bietet übrigens einige Sehenswürdigkeiten. Das Haus diente jahrhundertlang als Gasthaus, an der Hausfront prangt heute noch das alte, vergoldete Wirtshauschild, welches man in ein riesiges «mords-guet» verwandelt hat. Im Hause selbst finden sich noch Teile der ersten Befestigungsanlagen der Stadt Luzern, der rund 700 Jahre alten Stadtmauer. Unmittelbar neben diesen alten Zeugen bemerkt man die modernsten technischen Einrichtungen.

«Ohne Fleiss kein Preis», das Motto einer aus kleinen Anfängen hervorgegangenen und einfach und volkstümlich gebliebenen Firma, welche noch eine vielversprechende Zukunft vor sich hat.

Wer dächte nicht an dieses Sprichwort beim Durchgehen der Geschichte der noch so jungen Luzerner «mords-guet» Firma Walter Bachmann? Vor 6 Jahren war das «Mordsguetli» den meisten Schweizern noch unbekannt, denn damals wurde diese Spezialität nur in Luzern verkauft. In einer erstaunlich kurzen Zeitspanne gelang Hrn. Bachmann dann die Einführung seiner Marke in der ganzen Schweiz, so dass das «mords-guet» zweifellos als eines der bekanntesten und volkstümlichsten Produkte bezeichnet werden darf.

Wir haben die «mords-guet» Firma in Luzern aufgesucht. Dabei fiel uns sofort die Tatsache auf, dass hinter dem so erfolgreichen, $\frac{1}{4}$ fetten Streichkäse nur eine Persönlichkeit steht, und zwar eine noch sehr junge. Dies zeigt, dass auch heute noch in der demokratischen Schweiz Raum und Aufstiegsmöglichkeiten für junge, tüchtige Kräfte vorhanden sind. Ueberrascht hat uns auch, dass Herr Walter Bachmann in Luzern an der besten und ältesten Geschäftslage — an der Weggisgasse — auch noch ein Käsespezialgeschäft betreibt. Herr Bachmann betonte, er verdanke einen wesentlichen Teil seiner Verkaufserfolge der Tatsache, dass er als «Auch-Detaillist» zu sämtlichen Kollegen der Schweiz einen sehr engen Kontakt besitze. In diesem seinem Verkaufsladen



Rechts oben: Herr W. Bachmann, der Vater der «Mords-guet»-Käse. Rechts: Hier werden die «Mords-guet»-Käse maschinell abgefüllt und verpackt. Unten: Die eidg. Post holt jeden Abend die vielen Käsepakete beim «Chäs-Bachme» ab



zurück und trat durch den Alang-Alang zu ihrem Lager. Das Mädchen regte sich kaum. Nur ihre Augen, in deren tiefblauer Iris unregelmässige grünrote Pünktchen gleissten, grüssten ihn müde.

„Hier“, Jan streckte ihr die Hand hin, zwischen deren Fingern Glasröllchen und Blechschachteln staken, „hier, schauen Sie! Medizin und richtigen Verbandstoff. Was wollen Sie mehr? Das ist beinahe so gut, als sei der richtige Doktor da!“

Der Alang-Alang malte grüne Schatten auf das Gesicht der Kranken. Jan bemühte sich, nichts von dem Erschrecken zu zeigen, das er spürte. Die kurze Zeit hatte schlimm an ihr gezehrt. Seine Handbewegung wies Djokja fort, der reglos zu ihren Füssen kauerte. „Ich dachte“, flüsterte sie heiser und leckte die feuerroten Lippen, „Sie würden nicht mehr kommen. Ich bin so froh, dass Sie da sind!“

Es waren fast aufs Haar die Worte der vorletzten Nacht, doch im Ausdruck ungeheuer vertieft und verstärkt. „Wie konnten Sie das denken?“ murmelte er bedrückt.

„Es ist so lange, dass Sie gegangen sind — und ich war so unfreundlich zu Ihnen —“

Kopfüber stürzte er sich in die Anpreisung seiner Apothekenschätze. Er wagte sie nicht zu fragen, wie sie sich fühle, wagte sie nicht anzublicken. „Wir werden jetzt hier etwas Wunderschönes für Sie finden“, verkündete er, „das wird Sie rasch auf die Beine bringen —“

Gehorsam schluckte sie, was er ihr gab. Die Bitterkeit des Mittels trieb ihr den Schweiß auf die Stirn. Sie streckte die Arme nach ihm aus, drückte sich eng an seine Brust. „Ich fürchte mich so“, klagte sie kaum hörbar.

„Aber, aber — vor wem denn nur? Es gibt hier niemand, der nicht das Beste für Sie wollte —“

Sie schüttelte matt den Kopf. „Ich glaube“, ihre Stimme war erstickt von zurückgedrängten Tränen, „ich werde nicht gesund. Ich werde immer kränker. Ich habe Schmerzen — ich habe nicht gewusst, dass es solche Schmerzen gibt!“ Ihre Augen, aufgerissen und glanzlos, schienen über seine Schulter weg die Hölle zu sehen. „Ich halt’ das nicht aus. Bestimmt nicht. Ich kann mich kaum noch rühren. Ich — ich werde nicht mehr gesund, Jan!“

Er schob seinen Arm unter ihren Nacken und hob ihren Oberkörper etwas empor. Heiss quoll das Gefühl in ihm hoch, das ihn seit geraumer Zeit beherrschte. Mühsam zwang er es zurück; unmöglich war es, eine Kranke, die weder physisch noch psychisch sich wehren konnte, mit dem Geständnis einer Liebe zu erschrecken, von der er selbst nicht ahnte, wie lange er sie schon empfand. Wahrscheinlich schon seit dem letzten Abend auf Ambon; hätte er sonst soviel Enttäuschung und Ärger empfunden über die Art, wie Betje sich gegeben hatte — wenn nicht, weil sein Gefühl sich wider diese Selbstverfälschung des geliebten Mädchens empörte? Bewusst geworden war seine Liebe ihm erst, als er Betje das tobende Steuerrad, das Lens und ihn bedrohte, meistern sehen hatte — trotz allem schlecht erträglichen mondänen Gehabe im Augenblick der Gefahr ein Kerl.

Sie weinte; tonlos, ohne Schluchzen rannen ihr Tränen über die eingefallenen Wangen. „Jetzt ist es mir bitterer, Jan, als früher; dass ich sterben soll. Ich hätte gern gelebt — so gern wäre ich mit der „Pinaja“, mit dir noch weit, sehr weit gefahren —“

Er starrte sie ohne Begreifen an.

„Ja“, flüsterte sie, die schmalen Brauen schmerzlich zusammengezogen, „ja — erst hielt ich dich für einen unausstehlichen Angeber und Kraftprotz — verzeih mir das! Ich hab’s dich wohl auch fühlen lassen — aber dann, wie du warst, während dein Schiff zerbrach, wie du mich durchs Wasser getragen hast — und später, hier — ich hab’ dir nicht richtig danken können, doch nur, weil ein fremder, unpersönlicher Dank keinen Platz hat zwischen dir und

mir — und — ich dachte, ich hätte mich wohl in dich verliebt, aber dir sei ich gleichgültiger, als Djokja es ist. Ich“, sie schluckte schwer, „ich muss das ja auch jetzt glauben. Nun, es macht mir nichts mehr aus, dir trotzdem zu sagen, was du mir bist. Lebende dürfen’s nicht. Sterbende müssen’s.“ Sie lehnte sich schwer in seinen haltenden Arm. „So“, murmelte sie aufatmend, mit geschlossenen Augen, „jetzt hab’ ich’s gesagt, jetzt ist mir leicht. Nun musst du mich wieder hinlegen, Jan, und dann will ich schlafen. Vielleicht kann ich’s — deine Medizin ist gut.“

Unendlich vorsichtig tat er’s, während doch seine Hände flogen. Er wusste nicht, wie er sagen sollte, was er fühlte, quälte sich mit spröden, ungelinken Worten — als er aufblickte, sah er ihre Augen ihn weit offen anblicken. Mit Anstrengung hob sie die Hand, streichelte seine Wange. „Sprich nicht“, hauchte sie. „Es tut nicht not. Ich kann in deinem Gesicht lesen, Jan — lieber Jan! Jetzt, siehst du, bin ich sehr glücklich — dass du diese Antwort für mich hast.“

Er fasste ihre Hand, küsste sie endlos und heiss. Sie liess ihn gewähren, und ihr war, als gössen seine Lippen Wärme in ihre Adern, die Fieberfrost vereiste. „Den Mund —“, bat sie kaum hörbar. Der Kuss war kurz; atemlos entrang sie ihre Lippen den seinen, lag keuchend, die Hand auf dem Herzen. „Ich hab’s ja selbst gewollt“, lächelte sie in sein erschrecktes Gesicht. „Und ich bin trotzdem froh. Jetzt will ich lange schlafen —“

* * *

Steinschwer schlief das Mädchen. Jan erhob sich lautlos, winkte den Javaner zu sich und bedrohte ihn, während sie zum allgemeinen Lager eilten, mit allen Höllenstrafen, brächte er nicht für die kranke Herrin ein wundervolles Mahl zustande. Unter der Führung von Pieter Lens, der glückstrahlend an seiner alten abgekauten Pfeife sog — obgleich, versicherte er immer wieder, er nie im Leben einen so schlechten Tabak geraucht hatte, der am ehesten an nasse Katze, gemischt mit mehrfach benütztem Kautabak, erinnere — verteilten sich alle übrigen, um den Strand weiter abzusuchen. Steuermann und Bootsmann waren nicht von dem Gedanken abzubringen, wo eine Kiste angeschwemmt sei, könnten es leicht auch zwei sein. Langsam verschollen ihre Stimmen. Jan, des Windes wegen mit dem Javaner in einer Mulde hockend, von der aus es keine Aussicht auf das Meer gab, konnte meinen, mit Djokja allein auf der Insel zu sein — mit Djokja und dem Mädchen, das er liebte, das vielleicht, allen Befürchtungen zum Trotz, doch in seinem engen Gemach von Sand, Alang-Alang, Lava und Himmel in die Gesundung hineinschlief.

Als die Dämmerung wie ein dunkler Vorhang über den Himmel zog, beendete Djokja sein Werk. Eine Fackel aus zusammengedrehten Palmblättern in der Faust, leuchtete Jan ihm zu Betjes Platz. Das Licht war nicht stark; dennoch genügte es, um eine Reihe von Stapfen nackter Füsse zu zeigen, die aus dem Alang-Alang-Gebüsch kamen und sich nicht seitwärts auf den schon etwas ausgetretenen Pfad zum Lagerplatz wandten, sondern schnurstracks zum Meer. Jan stiess einen leisen Schrei aus, vergass den Javaner und rannte. Die ungestüm heiseteigerissenen harten Gräser zerschnitten ihm Gesicht und Hände. Betjes Lager war leer. Er stand eine Sekunde starr, begriff nicht. Begann ihren Namen zu rufen, den die glatte, von violetten und purpurnen Glasflüssen unterbrochene Lavawand kalt und hart zurückwarf. Kaum weniger ausser sich als der Herr, schrie, suchte, rannte Djokja mit ihm. Es gab nichts — nichts als diese Spur nackter Füsse, die im Wasser endete. Leise rührte Djokja an Jans Arm. „Das gibt es, Herr“, murmelte er, „dass manche im Fieber sich aufmachen, irgendwohin gehen — wohin der Dämon sie führt — und der Dämon der Lagune hat die weisse Frau schon einmal haben wollen, Herr.“ Dann sagte er nichts mehr, denn Kapitän Jan van

der Stappen lag lang im Sand, den Kopf zwischen den Armen, wie er vornübergefallen war, und rührte sich nicht.

Drei Tage lang suchten sie das Mädchen. Es gab keinen Stein auf der ganzen, kleinen Insel, den sie nicht umgedreht, keinen Büschel Alang-Alang, in den sie nicht gestochert hätten, keine der wenigen Palmen, auf die sie nicht geklettert wären, Umschau zu halten; unerbittlich hetzte sie van der Stappen, der selbst nicht mehr schlief von dem Augenblick an, in dem ihn Djokja, das braune Gesicht schreckfahl, aus abgründiger Bewusstlosigkeit geweckt hatte. Sie brummen erst untereinander, dann murrt sie laut; van der Stappen zeigte ihnen die Zähne, sein Gesicht war verzerrt von qual-

voller Energie, verhärtet von einem Gram, der ein Objekt suchte, sich gewalttätig daran zu entladen. Sie wussten wohl, zusammen waren sie stärker als er — doch der erste, der meuterte, war ein toter Mann; keiner wollte der erste sein.

Van der Stappen hetzte sie ins Wasser; die ganze Lagune rings um die Insel durchtauchten sie, bis sie mit überanstrengten Herzen matt, nach Atem jachternd, am Strande lagen. Der Ebbstrom musste Betje Swarths Körper durch einen der schmalen Durchlässe hinausgerissen haben ins hohe Meer. Sie fanden nichts.

In der dritten Nacht stand Pieter Lens, den seines Kapitäns immerwährendes Wandern den Strand entlang nicht schlafen liess, auf und schloss sich ihm an.

(Fortsetzung folgt)

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

Von G. Th. Rotman
Nachdruck verboten
2. Fortsetzung



13. Herr Krauseminze kehrte mit Karlchen in einem billigen Restaurant ein. Nachdem sie dort eine Tasse Kaffee und ein Brötchen zu sich genommen hatten, suchten sie gemütlich das Haus des Notars auf und der Vater klingelte... zwar nicht ohne Herzklopfen wegen der «Spannung».



14. Eine alte Dienstmagd öffnete ihnen und führte sie in ein Wartezimmerchen, wo sie wenigstens eine halbe Stunde warteten. Herr Notar Grosse achtete es aber wegen seines Prestiges für angebracht, seine Kunden möglichst lange warten zu lassen; sonst hätte es ja den Anschein, als hätte man gar nichts zu tun! Aber oh, wie Karlchen und Herr Krauseminze erschrakten, als sie schliesslich vorgelassen wurden und den Notar erblickten.



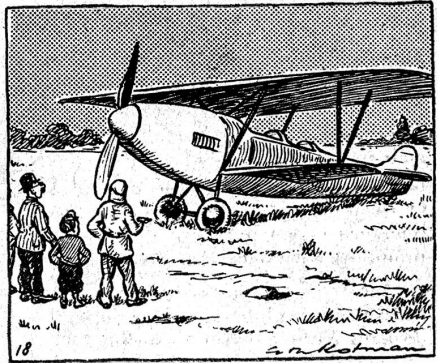
15. Als der Herr Notar aber erfuhr, was sie zu ihm führte, und somit begriff, es mit zwei Erben zu tun zu haben, wurde er auf einmal die Höflichkeit selbst. Die Geschichte mit dem Hut habe ja gar keine Bedeutung! Gar nicht! «Ich habe hier einen Brief von meinem Kollegen in Auckland», sagte er. «Ihr Herr Bruder, der in Neuseeland gestorben ist, soll dort Gold gefunden haben; hat es aber an einer geheimen Stelle versteckt, so dass es nicht leicht sein wird, es zu finden!»



16. «Das ist alles, was ich weiss!», beschloss der Notar; «mein Kollege in Auckland erwartet Sie möglichst bald!», «Wie sollen wir dorthin kommen?», fragte der Vater. «Am schnellsten mit einem Flugzeug!», erwiderte der Notar. «Ja, dann lassen Sie die Erbschaft ruhig laufen», sagte Herr Krauseminze mit einem Seufzer; «das kann ich nicht bezahlen!», Da hatte aber der Notar einen Vorschlag. «Ich bezahle die Reise», sagte er, «unter der Bedingung, dass ich 20 Prozent des Reinertrages herausbekomme!»



17. Das schien Herrn Krauseminze ein billiger Vorschlag und er erklärte sich sofort damit einverstanden. Sogleich fuhr der Notar nun mit ihnen nach dem Flugplatz; er hatte dort unter den Piloten einen Nefen, mit dem sie sich bald über die Kosten einigten, und die Abfahrt wurde auf drei Tage später anberaumt.



18. Pünktlich zur verabredeten Stunde war alles zur Abfahrt bereit. Herr Krauseminze war seit Jahren Witwer und Karlchen war sein einziges Kind, so dass man niemand zu Hause zurückliess. Das Gepäck war schon im voraus nach dem Flugplatz befördert worden und jetzt folgten Karlchen und der Vater im Taxi. «Junge, Junge, ist das eine Prachtsmaschine!», sagte Herr Krauseminze, als er das Flugzeug erblickte.